



# Mitteilungen

des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen

Jahrgang 1

1. Januar 1927

Nummer 3

**Inhalt:** Vereinsnachrichten, Seite 33. — A. B. C. von der Delsnik, Das Deutschordenskreuz als Nationalabzeichen in der Ostmark, S. 34. — Dr. Karl Siehr, Kant und das freie Wort, S. 37. — G. Krause, Der Bericht eines ostpreußischen Mitkämpfers über die Schlacht bei Belle-Alliance, S. 42.

## Vereinsnachrichten.

Herr Geh. Regierungsrat Professor Dr. Krauske hat sich seines Gesundheitszustandes wegen leider entschließen müssen, das Amt des Vorsitzenden niederzulegen. Er wurde im Oktober 1912 an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten ausscheidenden Herrn Geheimrats Krause zum stellvertretenden Vorsitzenden und im März 1923 nach dem Tode des Herrn Geheimrats Joachim zum Vorsitzenden. In der kurzen Zeit, in der Herr Geheimrat Krauske dies Amt bekleidete, hat er sich namentlich das Verdienst erworben, die Ausgabe der Scheffnerbriefe in wesentlich rascheren Gang gebracht zu haben, indem es ihm gelang, die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft dafür zu interessieren. Die letzte von ihm geleitete Vorstandssitzung vom 14. Dezember 1926 beschloß, im Jahre 1927 den dritten Band der Scheffnerbriefe ganz herauszugeben, obgleich dieser seine beiden Vorgänger an Umfang übertreffen wird. Der großen Mühe der Ausgabe wird sich wieder Herr Amtsgerichtsrat Dr. phil. h. c. War da unterziehen.

Zum Nachfolger Herrn Geheimrat Krauskes hat der Vorstand einstimmig den um die Erforschung unserer Heimatgeschichte und um den Verein hochverdienten Direktor der Königsberger Stadtbibliothek und des Stadtarchivs, Herrn Dr. Krollmann gewählt.

In den letzten Monaten fanden folgende Vorträge statt:

Am 11. Oktober: Herr Dr. William Meyer: Drei Königsberger Bürgermeister;

am 8. November: Herr Oberst a. D. Graf v. Brockdorff: Ost- und Westpreußen im Weltkriege;

am 13. Dezember: Herr Studienrat Dr. Mikka: Sprache und Geschichte auf der Danziger Höhe.

Die Mitgliederzahl ist in erfreulichem Wachsen. Sie hob sich im Laufe des Jahres von 210 Mitgliedern auf 226. Der Jahresbeitrag beläuft sich auch weiterhin auf 6 Mk. für Einzelmitglieder und auf 15 Mk. für körperschaftliche Mitglieder. Es wird gebeten, ihn möglichst bald auf das Postcheckkonto des Vereins, Königsberg 4194, oder direkt an den Schatzmeister Herrn Paul Berding in Firma Berding und Kühn, Königsberg, Wassergasse, abzuführen.

Wissenschaftliche Beiträge zu den „Mitteilungen des Geschichtsvereins“ und sonstige Zuschriften werden zur Vermeidung postalischer Schwierigkeiten am besten gerichtet an „den Verein für Geschichte von Ost- und Westpreußen, Königsberg, Staatsarchiv Schloß.“ M. H.

## Das Deutschordenskreuz als Nationalabzeichen in der Ostmark.

Von A. B. C. v. der Delsnitz.

1



2



Seit der durch das Diktat von Versailles für weite Gebiete des vormaligen Königreichs Preußen im engeren Sinne, des alten Deutschordenslandes, angeordneten Abstimmung von 1920 ist es hier zu Lande üblich geworden, den Schild der früheren deutschen Beherrscher desselben mit Vorliebe als Zeichen vaterländischer Gesinnung zu verwenden.

Der Gedanke dazu lag nahe. Was hätte man sonst wohl dafür wählen sollen? Den alten Königsadler hatten die Stürme des Jahres 1918/19 beseitigt. Das neue Hoheitszeichen des preußischen Gesamtstaates und der Provinz, welche ihm den Namen gegeben hat, ist aber unter absichtlicher Nichtbeachtung der für den Entwurf solcher Sinnbilder althergebrachten Regeln in einer Gestalt gezeichnet worden, daß selbst die rückhaltlosen Anhänger unserer heutigen politischen Zustände zum großen Teile keine rechte Freude daran haben. Wer nicht verpflichtet ist, den neuen Adler von Amts wegen zu führen oder zu tragen, vermeidet es daher lieber. Es ist wahr, daß der alte Adler infolge seiner Belastung mit allerlei Majestätsbezeichnungen dem

Geiste guter Wappenkunst nicht mehr entsprach. Man hätte sich aber wohl damit begnügen können, dieses, ohnehin durch die Ereignisse der Umsturzzeit überflüssig gewordene, Beiwerk zu beseitigen. Der Einwand, daß der preußische Adler dann von dem des Reiches zu wenig unterschieden gewesen sein würde, ist schon deshalb abzulehnen, weil ein Wappenbild — und darum handelt es sich doch unzweifelhaft — erst in Farben gesetzt vollständig ist. Dazu kommt die geschichtliche Tatsache, daß der Adler des ersten Herzogs in Preußen, der spätere Königsadler, vermutlich an und für sich nur der in den Farben<sup>1)</sup> veränderte Reichsadler aus dem Schilde der Hochmeister war. Wollte man, wie es den Anschein hat, möglichst viel von dem überlieferten hinwegtun, so hätte man auch die goldenen Waffen (Schnabel und Fänge) des Adlers und vielleicht diesen überhaupt nicht beibehalten dürfen. Statt dessen hat man augenscheinlich die Münz- usw. Adler aus der Zeit heraldischen Tiefstandes als Muster gewählt und seine Form noch überdies unter Nichtachtung der dem Wappenkünstler sonst gewährten Freiheit durch genaue Bestimmungen in unabänderlicher Starrheit festgelegt.

Als der Deutsche Orden 1525 in Preußen zu bestehen aufhörte, hat ihm hier niemand nachgetrauert, und seine Hoheitszeichen verschwanden überall schnell und spurlos. Über die Gründe des Unterganges dieser in ihren Leistungen und Erfolgen einzigartigen Körperschaft ist im Laufe der Zeit viel geschrieben worden, Gelehrtes und Ungelehrtes, Wahres und Falsches. Ich glaube aber, daß es solcher Untersuchungen kaum bedarf, wenn man sich das überall gleiche, unabänderlich gerechte Walten des Schicksals in der Geschichte vor Augen hält. Der Orden hatte seine Aufgabe erfüllt, seine Einrichtungen waren unzeitgemäß geworden; damit verlor er seine Daseinsberechtigung und ging unter.

Während der vier Jahrhunderte, in welchen Preußen dann unter dem Zeichen des schwarzen Adlers, trotz aller gelegentlichen Rückschläge, einen Aufstieg ohnegleichen genommen hat, dachte kaum noch jemand in der großen Masse der Bevölkerung Altpreußens an den Orden und sein Wirken. Auch die nach den Befreiungskriegen seit dem Beginn der Wiederherstellung der Marienburg erwachende Begeisterung für die Kulturthaten der Deutschherren, erfaßte wohl nur mehr die gebildeten Kreise und veranlaßte namhafte Gelehrte sich in die Geschichte der Eroberung und Besiedelung des Preußenlandes zu vertiefen.

Dann kam der Weltkrieg und, nach mehr als vier Jahren heißen, von unvergänglichem Ruhme umstrahlten Ringens um das Dasein unseres Volkes, der traurige Zusammenbruch. Weil man auf der Seite unserer Gegner früher immer von einem Frieden ohne Gebietsabtretungen gesprochen hatte, so mußte jetzt der neue Gedanke vom Selbstbestimmungsrechte der Völker als heuchlerischer Vorwand dazu dienen, dem am meisten gehaßten, weil gefürchteten, Preußenstaate große Stücke abzureißen. In weiteren Gebieten sollte

1) Ob in Anlehnung an die schwarzweißen Ordensfarben ist zweifelhaft.

die Bevölkerung durch Stimmabgabe über ihre künftige Staatszugehörigkeit entscheiden. Das betraf auch größere Teile des alten Ordenslandes. Sie sind dann erfreulicherweise auf Grund der erdrückenden Mehrzahl deutschgesonnener Stimmen dem alten Mutterlande erhalten geblieben.

In dieser Zeit besann man sich wieder darauf, wem das Land in erster Linie Deutschtum und Volksbildung verdankt, und kam auf den Gedanken, den Schild dieser ritterlichen Mönche als Merkzeichen treuen Festhaltens am deutschen Volkstum zu wählen. Der Umstand, daß der Orden bei der Staatengründung an der Ostsee neben dem idealen Ziele der Ausbreitung des Christentums unzweifelhaft auch seine eigenen Belange im Auge gehabt hat, ist der großen Menge freilich unbekannt. Aber auch bei den Wissenden wird dieser Sachverhalt das dankbare Gedenken nicht mindern, welches denen gebührt, die unsere geliebte Heimat zu einem Lande mit deutscher Sitte und Bildung gemacht haben.

So wird nun seitdem bis heute in der Ostmark vielfach der Ordens- und gelegentlich auch der Hochmeisterschild als Schmuckstück getragen oder als Vereinsabzeichen verwendet, und es wird sich dagegen wohl Erhebliches nicht einwenden lassen. Wenn diese Zeichen aber im weitesten Umfange auch für geschäftliche Anpreisungen benutzt werden, so ist das weniger erfreulich, und als geschmackvoll kann es doch sicher nicht bezeichnet werden, daß Ordens- und Hochmeisterschild nicht nur für größere Unternehmungen, wie Kraftwagen- und Maschinenwerke, sondern auch für Käse-, Seifen-, Zuckerwerk-, Streichhölzer- usw. Fabriken als Handelsmarke eingetragen worden sind. Der Umstand, daß die Ordenszeichen hierbei an vielen Stellen aus Unwissenheit, Gleichgültigkeit oder Willkür unrichtig wiedergegeben werden, bessert daran nichts.

Die beiden Schilde, welche hier oben abgebildet sind, führen unsern Lesern die richtige Gestalt vor. Sie sind nach Siegeln aus der Blütezeit des Ordens im 14. Jahrhundert entworfen. Nr. 1 ist der Schild des Ordens in seiner Gesamtheit, sowie derjenige der einzelnen Ritterbrüder. Er zeigt ein schmales schwarzes Balkenkreuz im weißen (nicht silbernen) Felde. Der Hochmeister trug, eine besondere Eigenart des Deutschen Ordens, die Abzeichen nicht<sup>2)</sup> überall in der gleichen Form wie die anderen Mitglieder der Genossenschaft. Seinen Schild stellt Nr. 2 dar. Hierbei sind das Auflegekreuz und der Herzschild golden zu geben, Schnabel, Fänge und Zunge des schwarzen einköpfigen Reichsadlers rot.

Dazu ist noch zu bemerken, daß diese Schilde nicht immer in der hier erscheinenden Dreiecksgestalt gezeichnet werden müssen. Für das 15. Jahrhundert wäre der unten abgerundete Schild mit gleichlaufenden Seitenrändern zu wählen. Beim Hochmeisterwappen ist dann

---

<sup>2)</sup> Der Hochmeister führte das hier abgebildete Kreuz in seinem kleinen Amtssiegel (Sekret) und trug es auf dem Wappenrock, später auf dem Brustharnisch, dem Schilde und der Fahne. Sein Ordensmantel hatte dagegen, wie derjenige aller Ritterbrüder, nur ein ziemlich großes, sehr schlankes, lateinisches schwarzes Kreuz auf der linken Seite.

diese Form auch für das aufgelegte Adlerschildchen maßgebend, und der Adler ist in dem reicheren Stil der späteren Zeit auszuführen. Unrichtig ist es dagegen, wenn:

1. das Kreuz im Schilde schwebt, d. h. seine Arme die Ränder nicht erreichen;
2. die Arme des Kreuzes in der Mitte schlanker gezeichnet sind als an den Enden;
3. diese Enden in mehrere Spitzen auslaufen (wie z. B. beim Kreuz des Johanniterordens);
4. das Kreuz eine schmale weiße oder gelbe Einfassung hat;
5. dem Schilde außer der eigentlichen Umfassungslinie noch ein mehr oder minder breiter Rand von weißer, schwarzer oder anderer Farbe gegeben wird.

---

## Kant und das freie Wort.

Von Dr. Karl Siehr.

Kants Maßregelung, sein oft erörterter, in der Vorrede zum Streit der Fakultäten vom Weisen selbst veröffentlichte Schriftenwechsel mit dem Könige, ist bei Rosenkranz in Band II und im Jahre 1924 vom juristischen Professor Dr. Spiegel aus Prag aus der Distanz der verflossenen Zeit hinaus klar und für die Wissenschaft im Wesentlichen abschließend behandelt. Das Ergebnis ist die absolute Gewißheit, daß an Kants blankem Ehrenschilde auch der einzige Fleck nicht haftet, den Tadler, die nicht genau hinsehen, erblicken zu können geglaubt haben.

Wer ein Vorbild aller, auch der Helden, sein soll, muß selbst ein vorbildlicher Charakter, ein Held, sein. Kant war ein Heros. Wer Kant für charakterschwach oder für unaufrichtig hält, hat seines Geistes Hauch nie verspürt. Er blieb sich selbst treu als der Priester der Gerechtigkeit und der Freiheit. Die Wissenschaft ist sich längst darüber klar und seine Zeitgenossen wußten es, die Jungen und die Alten damals, die ihn zu Lebzeiten und bei seinem Ableben aufs höchste ehrten. Kants Haltung erklärt sich vollkommen aus seiner unbegrenzten Ehrfurcht vor dem Rechte. Kant ist der Kosmopolit *κατ' ἔξοχην*. Er lebte für die Menschheit. Aber nicht weltfremd in Träumen. Er war, wie Vorländer, Romalewski, Harnack, Meißinger und andere bewiesen haben, wie sein Leben selbst es beweist, ein guter Sohn seiner Heimat, in der er fest wurzelte, ein guter Deutscher und Preuße, Kosmopolit und Patriot. Er selbst hat die schönste Definition des Begriffs Patriotismus gegeben, dieses Rechts der Freiheit, das dem Gliede des gemeinen Wesens als Mensch zukommt, eines Patriotismus, wie ihn — kantisch — auch Gandhi empfindet, der am 16. 3. 21 schreibt: „Ich bin Patriot, insofern ich Mensch bin und

mensächlich empfinde. Ich werde nicht ein anderes Land . . . beleidigen, um Indien einen Dienst zu erweisen. Der Patriotismus eines Menschen ist um so geringer, je lauer dessen Menschlichkeit ist.“ Die Herder-Rühnemann'sche Maxime ist kantisch, wenn sie spricht: „Die einzelne Volkspersönlichkeit der notwendige Durchgang, aber doch — der Durchgang zur Menschheit.“ Autonomie ist das Wort, das die kantische Pflichtenlehre umfassend und überstrahlend voll beherrscht. Kraft der Autonomie des Willens ist der Wille frei, „ihm selbst ein Gesetz“. Autonomie ist der Grund der Würde der menschlichen und jeder vernünftigen Natur, „Autonomie ist „das alleinige Prinzip der Moral,“ ein kategorischer Imperativ.

Kants Patriotismus beruht auf seinem Pflichtbegriffe, auf seiner Moral der mit Freiheit verknüpften Pflicht, auf seiner Gesetzmäßigkeit. Das „Edelste in der Wirkung“ nennt er „die Ehre einer freien Nation, die da handelt“ und des freien Menschen Würde gilt ihm für unantastbar. Größtes Gewicht legt er auf die Freiheit der Feder, die er als das einzige Palladium der Volksrechte bezeichnet. — Freilich in den Schranken der Hochachtung und Liebe für die Verfassung, worin man lebt. Er verachtet Unterwürfigkeit. „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ ist sein Grundsatz. Aber gerade infolge der Pflicht zur Abwehr des Unrechts willens besteht die Pflicht zur Achtung des Staats und seiner Gesetze. So kommt Kant bei aller fortschrittlichen Reformfreudigkeit zu strengster Gesetzmäßigkeit, zur Heilighaltung des Staats und seiner Gesetze, die er so weit durchgeführt hat, daß es ihm von freien Geistern stark verdacht ist, so weit, daß er sich sogar fügte, als der bekannte Eingriff in seine Lehrfreiheit erfolgte. Er sagte Befolgung des stofflich begrenzten Verbots zu und hielt als Mann von Wort seine Zusage — aus Patriotismus, aus der Pflicht heraus, sich dem gemeinen Besten unterzuordnen; offenbar nicht im Zweifel darüber, daß er damit unpopulär handelte; aber aus Pflicht zur Unterordnung unter die gesetzliche Macht, entsagte er; in den damals üblichen Formen, deren Anwendung ganz, wie bei Goethe, nicht von Mangel an Selbstbewußtsein zeugte; nur, wie er schreibt, um „sich klüglich in die Zeit zu schicken, da Staats- und Religionsmaterien jetzt einer gewissen Handelsperre unterworfen sind,“ und man „diesen Wetterwechsel noch eine Zeitlang beobachten muß,“ bis „das Meteor sich verteile oder für das, was es ist, erkläre“; in Ausübung der trotz Nachteils um ihrer selbst willen geübten Pflicht konsequent gewissenhaft und — gerade dadurch frei. Wie Goethe, als ihm der Herzog das Theater nahm, „verstärkte er seine stumme Macht, indem er schwieg und blieb, schweigend siegte“ (Rudwig). Rechtzeitig sprach er später. Er entsagte mit Stolz, vorübergehend, sicher der Unsterblichkeit der Freiheit und der Wissenschaft. Er dachte, wie Lagore: „Vermag Gewalt etwas gegen die Wahrheit?“

Nie hätte Kant „die Würde der Menschheit in der eigenen Person,“ die „Pflicht gegen sich selbst,“ die eigene „Würde“ verletzt, die er hoch hielt und streng bewahrte, wie die seiner Fakultät und der

reinen philosophischen Theologie auch. Vergleiche seine Eingabe an die theologische Fakultät vom August 1792.

Ihm ging es gerade so, wie es einer gefnebelten Presse in manchen Ländern und Zeiten geht. Auch der freimütigste Journalist kann zeitweise wehrlos sein. Auf die Dauer läßt Freiheit sich nicht knechten.

Kundig auch der Lücke war Kant, die ihm das damalige Staatsrecht offen ließ und durch die hindurch er im Interesse der Lehrfreiheit seine vermeintlich pflichtgebotene Selbstbeschränkung zu einer zeitlich begrenzten machte: er verpflichtete sich nur für die Regierungszeit des damaligen Königs. Kant erklärt dazu: „Widerruf und Verleugnung seiner inneren Überzeugung ist niederträchtig und kann niemandem zugemutet werden; aber Schweigen in einem Falle, wie dem gegenwärtigen, ist Untertanenpflicht und wenn alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen. Auch habe ich jener Schrift nie ein Wort zugesetzt oder abgenommen. Auch ist in meiner Verteidigung der Ausdruck, daß ich als Ihrer Majestät treuester Untertan von der biblischen Religion niemals öffentlich sprechen wolle, mit Fleiß so bestimmt worden, damit beim etwaigen Ableben des Monarchen vor meinem, da ich alsdann der Untertan des Folgenden sein würde, ich wiederum in meine Freiheit zu denken eintreten könnte.“

Freiheit verlangt auch, ja sie ist selbst sogar Selbstbeherrschung nach Kants Tugendlehre. Mit Freiheit daher für den Deutschen wohl vereinbare patriotische Unterordnung unter die Staatsmacht und unter das aus ihr resultierende — sei es auch schlechte — Recht veranlaßte ihn zu der schwersten, recht verstandenen mannhafsten, ja nach seiner Art sogar heldenhaften Selbstbeherrschung, zur freien Tat der provisorischen Entfagung; Selbstzucht bestimmte ihn und Disziplin, diese große, vielbefehdete, aber jeder Staatsordnung unentbehrliche und mit Unrecht oft als Schwäche gedeutete geistige Kraft; eine Tugend, welche Kant an den gut befehlenden und gut gehorchenden, nicht sflavischen und nicht tyrannischen Deutschen sehr gepriesen hat. Nie hat er Autorität mit Gewalt verwechselt. Aber: die Idee einer Staatsverfassung war ihm „heilig und unwiderstehlich“; die Disziplin also Pflichtgebot; der Wille, seine „schuldige Pflicht zu tun,“ beherrschte ihn; siehe auch einen anderen Brief an den König vom 27. 3. 89 und den Brief vom 19. 5. 89; trotzdem mußte der Verzicht ihm, der als Grenze der Macht gerade die Freiheit festgesetzt und die Publizität der Maximen der Philosophie so überaus hoch gewertet hat gegenüber der „Hinterlist einer lichtscheuen Politik,“ welche von der Philosophie leicht vereitelt werden könnte, besonders schwer sein. Sein Trost war die Gedankenfreiheit, das durch die Gesetzmäßigkeit seines Verhaltens“ beruhigte Gewissen, die Hoffnung auf neuen „Wetterwechsel“, sein patriotisches Pflichtgefühl und das unbeeinträchtigte Selbstbewußtsein. Daß ihm Männerstolz vor Königsthronen, daß ihm Mut und Würde reichlich innewohnte, ersah die Welt aus seinen Lehren ohnehin, die auch den Herrschenden manche heilsame Wahrheit sagten. Er tat nicht Un-

recht, in der Sittlichkeit kam seine Freiheit evident zum Durchbruch, ihm und der Menschheit; die Politik hatte ihre Knie vor dem Recht zu beugen ver säumt, die Staatsleitung versündigte sich aus Furcht an der Lehrfreiheit und an Kants Persönlichkeit. Die Politik der Angst eines unfreien, freiheitsfeindlichen, engherzigen und engstirnigen Zeitgeistes war, wie stets, verderblich. Politik des Muts hätte, wie Kant es von ihr verlangt, die „zur Beleuchtung ihres Geschäftes unentbehrliche“ Philosophie geehrt, die unantastbare Lehrfreiheit respektiert und kantisch gehandelt und dem Volke dann vielleicht sogar — ein Jena erspart. Der Vorgang ist ein sehr dunkler Punkt in Preußens Geschichte. Für alle Zeit sollte er vor Dunkelmännern und furchtsamen Feinden jeglicher Freiheit des Geistes warnen!

Manch einer hätte es nicht fertig gebracht, weise, wie Kant, zu handeln, wäre zornentflammt, knirschend vor Wut über den unzweifelhaften Machtmißbrauch aus Preußen gewandert. Kant liebte die Heimat und seine Pflichten so sehr, daß er die Albertus-Universität nicht verließ. Er, der Kadavergehorsam, Abhängigkeit der Handlungen eines Menschen von dem Willen des Anderen für „das Entsetzliche“ hält oder, wenn die Wahrheit in Gefahr gewesen wäre oder die Stunde gestattet und geboten hätte, der Freiheit eine Gasse zu bahnen, sich nimmer gebeugt hätte, fügte sich ein als disziplinierter Beamter, als kluger Denker, der nur Wahres sagt, aber nicht jeder Zeit alles zu sagen für Pflicht hält, und als frei wollender Patriot. Er gehörte nicht zu den kleinen Geistern, die Disziplin verachten, Selbstzucht, die sich unter das Ganze unterordnet, als Schwäche ansehen, selbst schwach, weil sie die Kraft wahrer Freiheit, die sich selbst bezwingt, nicht in sich fühlen. Kant lehrt, die Ungerechtigkeit anderer zu meiden, wenn man sie zurücktreiben kann“, aber „das schwere Joch der Notwendigkeit zu ertragen als ein Opfer für die Freiheit.“ Die Erduldung der Frechheit sei „eine Mönchstugend“.

„Unterliegt der Mensch als Sinneswesen einer Übermacht, so erhebt ihn um so stolzer das Gefühl seiner sittlichen Persönlichkeit,“ sagt Meißinger richtig. Es gibt Machtmißbrauch, dem man sich mit Märtyrerfestigkeit unter Einsatz der ganzen Persönlichkeit entgegen setzen muß. Kant war bereit dazu und er war der Mann dazu; er besaß und betätigte stets die von ihm sehr hoch gewertete Tugend des Muts der Überzeugung. Er huldigte durch die Tat stets seiner Vergil'schen tapferen Maxime: „Tu ne cede malis, sed contra audentior ito!“ Aber Disziplin durfte, mußte er seiner Meinung nach üben, wie er 1792 auch an Fichte Ratschläge infolge eines Zensureingriffs gibt, seine Schrift bei Seite zu legen oder sie mit den Ideen des Zensors in Übereinstimmung zu bringen, ohne aufrichtige Wahrhaftigkeit zu verlezen. In jener ganz anders gearteten Lage sind wir, seit die Jahre 1918—1920 uns die Freiheit und Teile der Heimat raubten.

In dieser Lage waren Schön, Dohna und York, als sie Dohnas „genial aus dem ganzen erschaffenes ideenvolles Gebilde“ der Landwehr verwirklichten, weil York und Schön sich sagten: „Sklaven oder

Preußen“ (ein Brief Schöns an Dohna von 1821 erinnert daran); in dieser Lage war auch Zola; dagegen Kant — wenigstens seiner Meinung nach — nicht. Auf gewissenhaftes Handeln nach redlicher Überzeugung aber kommt es in wirklichen und vermeintlichen Pflichtenkonflikten an.

Heute wäre Kant vorbildlich als Kämpfer für seines Volkes Freiheit. Er wäre gern freier Staatsbürger gewesen, aber er war — Untertan und fügte sich klüglich in die Zeit aus Selbstbeherrschung; innerlich ganz frei. Beherrscht, wie Friedrich der Große, von der unerschöpfbaren Aufgabe der Pflicht, von der reinen und unbedingten Idee des Gesetzes. Ganz, wie zeitweilig Preußen nach dem sogenannten Frieden von Tilsit in Vorbereitung der patriotischen Erhebung und in jüngster Zeit das Reich im Interesse der Einheit und zukünftigen Befreiung klüglich Unvorsichtigkeiten vermied gegen die Übermächtigen, innerlich dennoch frei durch Unabhängigkeit im Geiste und durch stahlharten Patriotenwillen.

Kants Charakter war die Verkörperung des kategorischen Imperativs. Sein Gefühl hatte er vollständig in der Gewalt. Der Satz: „Gehorchet der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat“ ist ihm kategorisches Gebot, die Lehre von der unentbehrlichen Autorität der Staatsgewalt ist eine der Grundsäulen seines politischen Systems (Kraus'es „Kants Lehre vom Staat“). Renner gibt über Kants Zensurstreit einen kurzen und klaren Überblick. Kant, der Mann der heißesten Wünsche für die Veredlung der Menschheit, der Feind des radikalen Bösen im Menschen, des „faulen Flecks unserer Gattung“, ist natürlich nicht ein Phariseer, der sich sündenrein spräche. Aber er ist vollkommenstes Muster reiner Sittlichkeit und guten Willens, ein Charakter ohne Furcht und Tadel, der im besten Sinne so Hohes erreicht hat, wie es Menschen möglich ist. Mit edlem Vertrauen in seine eigenen Kräfte hatte er seine Bahn betreten und mit dem mutigen Aussprüche; „Ich werde meinen Lauf antreten und nichts soll mich hindern, ihn fortzusetzen.“ Schon früh seiner gewiß, unbeirrt durch unbedeutende Vorkommnisse hat der Genius sein gewaltiges Lebenswerk mit seinem kriegerischsten Buche, dem Streit der Fakultäten „mit königlicher Würde unter Nachholung des der Zensur wegen Unterdrückten“ vollendet. Nicht gewankt hat er, sondern in Freiheit sich bis zur richtigen Angriffsstunde beherrscht. Als *vir propositi tenax*. Daher ist der Gewaltige, durch Weisheit Starke, ein reines Vorbild für deutsche Jugend; ein furchtlos-fester echter, bei allem Kosmopolitismus urdeutscher, unendlich deutscher Mann ist er, der „der Menschheit Tugend und Pflicht zurückgab,“ wie Fichte sagt. Unterwürfigkeit haßte er, Schwäche des Mannes verachtete er; er lebte, wie er lehrte, wirklich. Wer ihm rein folgt, wird das Weltbeste, das Beste der Menschheit, der Nation und der eigenen Seele fördern, die Freiheit und das Recht, das „Heiligste, was Gott auf Erden hat,“ diesen „Augapfel Gottes“.

# Der Bericht eines ostpreussischen Mittkämpfers über die Schlacht bei Belle-Alliance.

Mitgeteilt von Gottlieb Krause.

Der hier zum Abdruck gelangende Bericht ist den ausführlichen Tagebüchern („Notizen“) eines aus Ostpreußen stammenden Artillerieoffiziers Thomas Gottschall entnommen<sup>1)</sup>. Folgende kurze biographische Angaben über den Verfasser mögen an dieser Stelle genügen.

Er wurde am 22. November 1787 als Sohn eines kölnischen Besitzers in Nlischn bei Zaplacen, Kr. Wehlau, geboren, trat 1809 ins preussische Heer und machte die Feldzüge 1812, 1813 und 1814 als Unteroffizier und Wachtmeister der reitenden Artillerie im Korps Yorks mit. Er hat an den ruhmreichen Taten dieses Korps wie auch an seinen Leiden und Entbehrungen vollen Anteil gehabt. Als nach Napoleons Rückkehr aus Elba der Krieg aufs neue ausbrach, war er, jetzt im Korps Bülow's, auch im Feldzuge 1815 ein Mittkämpfer. Seine Batterie beteiligte sich während der Schlacht von Belle-Alliance an dem entscheidenden Kampfe um Plancenoit. Wenige Tage darauf wurde ihm seine Beförderung zum Offizier bekanntgemacht. In der Friedenszeit hat er in Breslau und dann in den Rheingegenden in Garnison gestanden. 1839 nahm er als Hauptmann den Abschied, 6 Jahre später erhielt er den Titel eines Majors der Artillerie. Nach Aufgabe des Dienstes war er, von Sehnsucht getrieben, nach seiner Heimat Ostpreußen übergesiedelt. Seiner Neigung gemäß hat er hier fast durchweg auf dem Lande gelebt und sich als tüchtigen Landwirt bewährt, wie er ein tüchtiger, umsichtiger und tapferer Soldat gewesen war. Er starb, 77 Jahre alt, auf dem seinem zweiten Sohne Otto gehörenden Gute Supplitzen im Kreise Kr. Eylau am 3. November 1864.

Trotz aller Gefahren und Nöten in seinen Feldzügen hat er sich die Zeit genommen, möglichst Tag für Tag das von ihm Erlebte aufzuzeichnen, später hat er das Angemerkte ausgearbeitet, auch Literatur zu Rate gezogen. Da er bei großen und erschütternden Ereignissen Augenzeuge und Mittkämpfer gewesen ist und die Gabe anschaulicher Darstellung besitzt, so geht von seinen Aufzeichnungen in ihrer Ursprünglichkeit ein eigener Reiz aus. In seiner militärisch untergeordneten Stellung kann er natürlich die Dinge nicht von einem das Ganze beherrschenden Standpunkte überschauen, er beobachtet aber scharf, was in seinen Gesichtskreis fällt; seine Berichte sind belebt durch eine Fülle von Einzelzügen.

Sein ältester Sohn hat sich einen Namen gemacht; es ist der als Literaturhistoriker, Kritiker und Dichter bekannte Rudolf von Gottschall. Dieser hat in seinem Buche „Aus meiner Jugend“, erschienen in Berlin bei Paetel 1896, dem Vater ein Denkmal gesetzt. Er spricht über ihn mit Liebe und Verehrung und

<sup>1)</sup> Sie sind im Besitze eines Enkels des Verfassers, des Herrn General-Landschafts-Amtmann Bergau in Königsberg Kr.

gibt im Anfange seiner Schrift eine Reihe von Stellen aus dessen Tagebüchern wieder. Die wirkungsvollste ist die über die blutige Schlacht bei Möckern, 16. Oktober 1813.

Der hier mitgeteilte, bisher nicht veröffentlichte Bericht betrifft die Schlacht bei Belle-Alliance; er stellt einen Teil des gewaltigen Dramas, den Kampf um Plancenoit, dar. Vorher wird der schwierige Anmarsch erzählt, den Schluß bildet die Schilderung des leichenbesäten Schlachtfeldes.

Zur Orientierung sei noch folgendes bemerkt:

Zur Schlacht bei Bigny, 16. Juni 1815, war das Korps Bülow's nicht erschienen. Es hatte sich, nicht ganz ohne Schuld seines Führers, zu spät von Lüttich her in Marsch gesetzt und langte in tiefer Nacht, nachdem die Entscheidung gefallen war, erst vor Gembloux an, wo es Halt machte und weitere Befehle des Hauptquartiers abwartete<sup>2)</sup>. Der kühne Entschluß Gneisenaus zum Rückzug nach Norden, nach Wavre, um die Vereinigung mit Wellington zu ermöglichen, führte die entscheidende Wendung im Feldzuge herbei. Er erhielt am 17. Juni die Zustimmung des infolge seines Sturzes von Schmerzen gequälten greisen Feldmarschalls Blücher.

Jetzt fiel dem Korps Bülow's, das am 16. Juni der Schlacht ferngeblieben war, die Hauptrolle zu. Es sollte am 18. Juni dem schwer bedrängten Heere Wellington's die erste Hilfe bringen. Durch seinen Vorstoß gegen Plancenoit, das im Rücken des rechten französischen Flügels lag, zwang es Napoleon, einen Teil seiner Truppen, darunter die Hälfte seiner Garde, zur Verteidigung dieses Dorfes abzugeben, wodurch sein Schlachtplan durchkreuzt und seine Angriffskraft im Kampfe mit Wellington geschwächt wurde. Als nach fast vierstündigem, hartnäckigstem Ringen Plancenoit von den Preußen erstürmt wurde, war die Niederlage des Korps vollendet.

Lassen wir nun dem Verfasser der Tagebücher das Wort<sup>3)</sup>:

17ten Juni . . . Die preußischen Corps gingen heute bis Wavre zurück, das 1 und 3te Corps auf dem linken, das 2te und 4te<sup>4)</sup> auf dem rechten Ufer der Dyle. Unser Corps marschirte erst um 1 Uhr nachmittags von Gembloux ab, nachdem es vorher sich völlig in Schlachtordnung aufgestellt hatte. Das Gros ging bis Dion le Mont<sup>5)</sup>, die Kavallerie und eine Brigade blieb bei Vieux-sart<sup>6)</sup> zurück. Gegen Abend fing es an zu regnen und hörte die ganze Nacht hindurch nicht auf. Die Batterie lagerte im hohen Alee in einem Busche hart an der Straße. Von Lagerbedürfnissen war

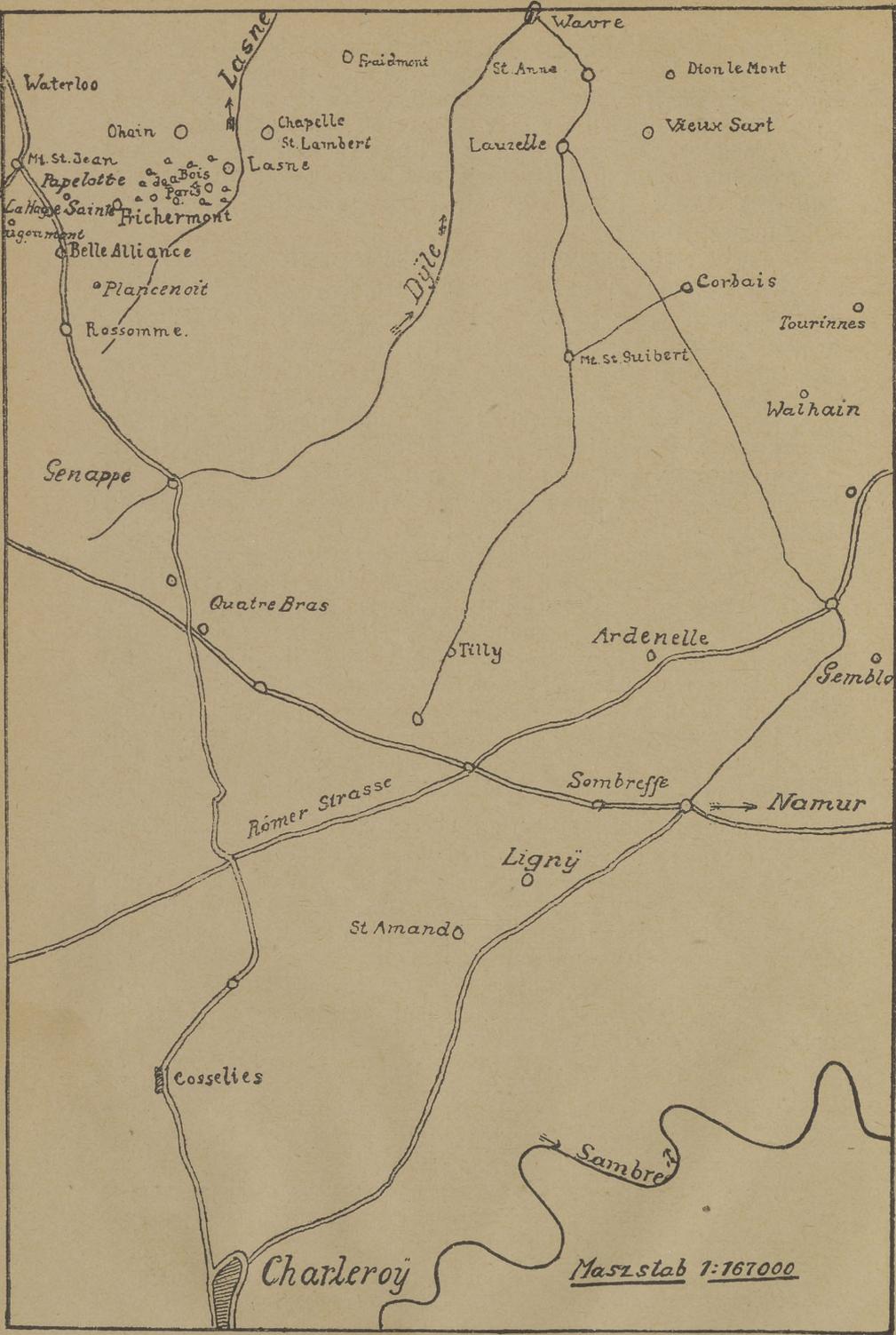
<sup>2)</sup> H. Friederich, Die Befreiungskriege 1813—1815. Erste bis fünfte Aufl. 4. Band. Berlin 1913. S. 107. 114. 117—18. 124—25. 149.

<sup>3)</sup> Der Text des nachfolgenden Berichtes wird buchstabengetreu wiedergegeben, die Interpunktion ist modernisiert.

<sup>4)</sup> Die vier Armeekorps des von Blücher befehligten preußischen Heeres standen unter folgenden Generalen: I. unter v. Zieten, II. unter v. Pirch, III. unter v. Thielmann, IV. unter v. Bülow.

<sup>5)</sup> Südöstl. von Wavre.

<sup>6)</sup> Vieux-Sart. S. für die im Berichte vorkommenden Ortsnamen die ihm beigelegte Kartenskizze.



unter diesen Umständen und bei den zusammengehäuften Truppen wenig die Rede. Ein jeder mußte sehen, wie er fertig wurde. Unterdessen waren die Truppen in steter Bewegung, viele vom 2ten Corps zogen sich durch unser Vibouak, um sich mit dem Gros zu vereinigen. Zwei Geschütze von der Batterie unter Lieutenant Briesen waren bei der Avantgarde nach Mont St Guibert detachiert.

In Folge der rückgängigen Bewegung der Preußen war auch die niederländische Armee<sup>7)</sup> auf der Straße nach Brüssel über Jenappe<sup>8)</sup> bis Mont St Jean zurückgegangen. Napoleon war ihr mit dem Gros seiner Armee gefolgt, während der Marschall Grouchy den preußischen Corps gegen Wavre folgte, heute aber wenig vorrückte.

Den 18 Juni wurde mit Tagesanbruch abmarschirt. Als wir gegen Wavre kamen, brach Feuer in der Stadt aus. Es währte einige Zeit, bevor es so weit gedämpft war, daß die Artillerie passiren konnte. Es hatte bis jetzt ununterbrochen geregnet, der Weg war schlecht und der Lehmboden schlüpfrig, der Marsch ging daher langsam. Selbst als es nach 9 Uhr zu regnen aufhörte, hatten die Bewegungen keinen schnelleren Fortgang. Die Truppen, von den Anstrengungen der vorigen Tage ermüdet, hatten sich in der einen Nacht, wo es an Lebensmitteln keinen Ueberfluß gab, nicht besonders erholt. Das Gepäck und die Mondirungsstücke waren voll geregnet und schwer. Die Hohlwege nöthigten öfter, die Kolonnen zu verlängern und nach erfolgtem Durchzug wieder zu verkürzen. Die Truppen überwandten diese Hindernisse mit frohem Muth, denn aus allen Anstalten sah man, daß es bald etwas zu thun geben würde, und dies war der Wunsch der Soldaten. Ich erinnere mich nicht, jemals mehr Kampflust bemerkt zu haben. Hinter Wavre, noch im Dylethal, blieben wir lange halten, theils weil der Marsch vorne stutzte, wo sich die Infanterie befand, theils um die Reserve Artillerie, die eben das Defilee bei Wavre passirte, heranrücken zu lassen. Das ganze Corps befand sich nun in geschlossener Kolonne, nachdem wir noch etwas vorgerückt waren, vor St Lambert<sup>9)</sup> vereinigt. Während unsers Haltens ritt der Fürst Blücher mit seinem Generalstaab u Suite vorüber. Er sah sehr Ernst aus. Die Mütze tief in die Augen gedrückt, ritt er wenigstens 50 Schritt ganz allein voraus, ein einziger Adjutant auf einiger Entfernung dahinter, und nun folgte erst der Zug. Die Soldaten betrachteten ihn mit großer Aufmerksamkeit und Theilnahme. Sie schienen zu sagen: sei nur ruhig, Alter, wir werden die Scharte schon wieder auswezen. Schon um 12 Uhr hatten wir rechts von uns die ersten Kanonenschüsse gehört, und gleich hieß es, die Franzosen greiffen die niederländische Armee an, und wir marschiren ihr zu Hülfe. Ein jeder hätte jetzt den Raum überfliegen mögen, um recht schnell zum Ziele zu gelangen. Aber die materiellen Hindernisse trozten diesem guten Willen. Wir sahen von erhöhten Punkten den Pulverdampf der sich nun furchtbar entwickelten

7) Die englisch-niederländische Armee unter Wellington.

8) Genappe.

9) Chapelle St. Lambert.

Ranonade. Um 3 Uhr rückten wir bei St Lambert in das Defilee des Lasne-Baches und marschirten eine ziemliche Strecke in demselben, bis wir hinter dem Dorfe Lasne die jenseitige Höhe erreichten. Die Passage war gerade für das Geschütz breit genug, die reitenden Artilleristen mußten zu zweien abrechen. Jenseits des Defilees wurde vor einem Walde<sup>10)</sup> aufmarschirt, bis die Truppen sich wieder gesammelt hatten. Die beiden Brigaden der Reserve-Kavallerie mit ihren reitenden Batterien<sup>11)</sup> hatten einen ganz kleinen Raum besetzt, wir standen Kopf an Kopf. Es mochte 4 Uhr gewesen sein, als wir durch den Wald marschirten, noch ein Stück im Freien vorrückten, dort zwischen zwei Waldbüschen in der Höhe von Frischermont<sup>12)</sup> in Kolonnen aufmarschirten und zum Angriff übergingen. Die Eine Infanterie Kolonne ging rechts und die Kavallerie links vor, die andere Infanterie Kolonne folgte uns links<sup>13)</sup>. Die Artillerie sollte auf die vorliegende Höhe aufmarschiren und das Dorf Plancenois und den dort stehenden Feind beschießen. Die vormarschirenden Batterien rückten nun gerade auf die Höhe, die Batterie (unsere) mußte aber in der Vertiefung etwas mehr links marschiren, um Raum zum Aufmarsch zu gewinnen. Der Rittmeister Pfeil, sonst ein tüchtiger Bramarbas, hatte ganz den Kopf verloren. „Wo, wo, wo soll die Batterie aufmarschiren? Reit, reit, reit!“ Er wollte wahrscheinlich sagen: reit = reiten Sie. Natürlich war hier nicht aufzumarschiren. „Rücken Sie nur noch etwas vor, ich werde hinaufsprengen und sehen, wo die Batterie aufmarschiren kann“, redete ich ihm zu. Wie ich auf die Höhe kam, lag das Dorf vor uns, unsere Tirailleurs und einige Kavallerie war schon mit dem Feinde Handgemein, links vom Dorfe marschirte schon feindliche Artillerie auf, Inf. Kolonnen rückten vor. Ich sprengte nun hinab und sagte: „Nun lassen Sie zugweise rechts einschwenken und auf die Höhe rücken, dann kommen Sie mit der Batterie ganz gut zu stehen.“ „So, so! Gut, gut!“ Nun ließ er die Batterie auf diese Weise einschwenken, die Pferde konnten aber die Geschütze, die bis an die Achsen im Lehmboden steckten, nicht die Höhe hinanzwingen. Nun war wieder Holland in Röhren; es dauerte zu lange, weitläufige Auseinandersetzungen zu machen. „Reitpferde mit Hülfsgeschirren vor!“ rief ich, und wie ein Blitz sprengten die Nummern vor, und im Nu waren wir oben. Der Rittmeister sagte sich, wie er oben war und den Feind sah. Er ließ abproben und befahl gleich das Feuer. Die Batterie mochte 900—1000 Schritt von der links von Plancenois aufgestellten feindlichen Artillerie und den Infanterie Kolonnen entfernt gewesen sein. Das Terrain dachte sich vor der Batterie bis auf 300 Schritt sanft ab, von hier, wo sich ein Graben befand, stieg es eben so sanft gegen den Feind. Vom Dorfe bis zum Graben führte eine Hecke herab, längs welcher sich die feindlichen Tirailleurs in den

<sup>10)</sup> Dem Walde von Paris (Bois de Paris).

<sup>11)</sup> Zu ihnen gehörte die Batterie Gottschalls.

<sup>12)</sup> Frischermont.

<sup>13)</sup> Der Angriff der Preußen erfolgte um 4½ Uhr, zuerst gegen das nördlich von Plancenoit aufgestellte Korps Logau, dann auf das Dorf selbst.

Graben schlichen, den sie am Ende ganz ausfüllten. Von hier schossen sie in die Batterie und verwundeten und tödteten uns Leute und Pferde. Ich stand mit dem 3ten Zuge, dem 5ten und 6ten Geschütz, auf dem rechten Flügel der Batterie, gerade in der Verlängerung der Hecke. So wie die feindlichen Schützen sich bei ihrem Anmarsch in der Hecke so anhäuferten, daß es eines Schusses belohnte, oder wenn zu viele Köpfe aus dem Graben hervorkuckten, ließ ich einen Kartätschschuß hin thun, der uns auf eine kurze Zeit von dieser Last befreite, indem die in der Hecke befindlichen sich dann gegen das Dorf zurückzogen und die im Graben sich verborgen hielten. Hinter der Batterie stand pommersche Landwehr zur Deckung und ein Zug mit einem Offizier mit unsern Reitpferden in gleicher Höhe. Ich redete dem Offizier zu, er sollte doch die feindlichen Schützen, die uns sehr schaden, aus dem Graben vertreiben. Sogleich ging er mit seinen dick- und rothbäckigen Bauernjungen vor, die schäfernd und plaudernd gegen den Feind gingen, als wenn sie auf einem andern Spaziergange begriffen gewesen. Das Tirailleuren war aber nicht Sache der Landwehr. Wie sie bis gegen den Graben kamen und eine ordentliche Salve erhielten, kehrten sie wieder um, und zwar mit solchen freundlichen Gesichtern, als sie hingegangen waren. Ganz naiv meinten sie, es seien dort gar zu viel Kerle, die könnten sie nicht bezwingen. Sie gingen bis in die Intervallen unserer Reitpferde zurück und fingen nun an, auf die feindlichen Schützen zu schießen. Ich sagte dem Offizier einige Artigkeiten, unter andern, daß sie von hier aus den Feind gewiß nicht bezwingen würden, er möchte seine Jungen nur das Maul halten lassen. Sie stellten nun ihr Schießen ein, wodurch sie nur Störungen in der Batterie hervorbrachten. Unsere Gegner im Graben wurden wir indessen erst viel später los, als die Angriffe der diesseitigen Infanterie auf das Dorf Plancenois sich ernst wiederholten.

Das Gefecht hatte nach und nach einen sehr ernstern Character angenommen. Unserer Seits standen auf diesem Punkt fünf Batterien im Feuer. Rechts stand die reitende Batterie No 1, von der sich die Artillerie Linie verlängerte, die wir aber nicht sehen konnten, links standen zwei 6tze Brigade Batterien und eine 12tze. Der Feind entwickelte große Infanterie Massen und stellte uns eine große Geschützzahl entgegen, ein paar Infanterie Angriffe waren schon zurückgeschlagen worden. Die Truppen des 2ten Armee Corps waren im Anmarsch. Die Schlacht stand ganz Mauerfest, das Geschütz und Gewehrfeuer tobte in der ganzen Gegend, daß die Erde erbehte. Das 5te Geschütz, die Haubitze von meinem Zuge, war demontirt und zurückgegangen, mit dem einen Kanon blieb ich noch in Thätigkeit. Ein paar feindliche Geschütze hatten sich in dem hohen Getreide in ein wahres Ravin<sup>14)</sup> herabgeschlichen, in das ich nicht einsehen konnte. Die reitende Batterie No 1 entdeckte sie aber gleich und vertrieb sie durch einige Kartätschschüsse. Indessen hatte ich doch eine Lage Kartätschen bekommen, ohne daß ich recht wußte, von wo sie hergekommen,

<sup>14)</sup> Hohlweg, Schlucht.

sie waren von diesen Geschützen, die so nahe gekommen, daß die hölzernen Spiegel<sup>15)</sup> vor dem Geschütz aufschlugen. Drei Zugpferde wurden bleßiert, wovon dem einen der Huf weggerissen. Dem Mittelreiter fuhr eine Kugel durch die Hand, meinem schönen Schimmel zerfahmeterte eine das Knie, daß die Beugesehne bloß lag und der Fuß baumelte. Als er den Schuß bekam, bäumte er ein wenig in die Höhe, blieb alsdann ruhig stehen. Ich saß ab um zu sehen, was ihm wiederfahren, da fand ich dann die unangenehme Bescheerung. Hätte die reitende Batterie No 1 den Feind nicht gesehen und ihm ein ähnliches Schicksal bereitet, so hätten ein paar ähnliche Lagen Kartättschen bei meinem Geschütz Mann und Maus getödtet. Es war schon gegen 8 Uhr, als ein Mann meines Geschützes durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, und eben wollten wir das Geschütz, welches bis über die halben Speichen eingeschnitten war, weiter vorbewegen, um es fester zu stellen, als eine 2te Kugel einen 2ten Mann mitten durchriß. Raum hatten wir noch einge Schuß getan, als ein Achsschenkel mit dem Rade zertrümmert wurde und das Geschütz zusammenstürzte. Es war der Moment, wo die 15te und 16te Brigade das Dorf Plancenois zum drittenmal stürmten und es wirklich wegnahmen<sup>16)</sup>. Auch das 1te Armee Corps war über Ohain eingetroffen, hatte das Vorwerk Pavelotte<sup>17)</sup> weggenommen und eröffnete ein starkes Geschützfeuer auf die rechte Flanke des Feindes, der nun zu wanken begann. Der Augenblick war zu anziehend, als daß ich mich dem zerflossenen Geschütz zu gefallen weit entfernt hätte. Ich ließ es durch den Unteroffizier bis hinter die Anhöhe schleppen, meinen Schimmel absatteln, das Sattelzeug auf die Laffete befestigen, nahm das Pferd eines Artilleristen und ritt zu den andern Geschützen auf dem linken Flügel, die eben ihr Feuer einstellten. Ich war so beschäftigt gewesen, daß ich nicht wußte, daß der Rittmeister von einem Stück Granate am Arm schwer verwundet worden und schon seit einiger Zeit von der Batterie entfernt war. Durch die Wegnahme von Plancenois war der Feind von allen Seiten eingeschlossen, nur ein ganz schmaler Raum von 1000—1500 Schritt war ihm an der Straße von Charlerois<sup>18)</sup> zum Rückzuge offen geblieben. Hierhin drängten sich nun alle feindlichen Kolonnen in wilder Unordnung, von allen Seiten auf das erbitterteste beschossen. Die Kugeln der Verbündeten reichten überall über den Feind weg bis in die entgegengesetzten befreundeten Reihen. Das Schauspiel nahm sich um so überraschender aus, als es schon dunkel geworden und nur die schwarzen Massen

15) Die Spiegel oder Treibspiegel der glatten Kanonen waren hölzerne Scheiben zur Verbindung von Kartättschenbüchse und Kartusche.

16) Den dritten, endlich zum Erfolg führenden Sturm auf Plancenois unternahmen die Brigade Nyffel (Korps Bülow) und die jetzt auf dem Schlachtfeld angelangte vorderste Brigade Tippelskirch des Korps Birch. Friederich a. a. O. S. 201.

17) Pappelotte. Die Gehöfte von Pappelotte und La Haye auf dem linken Flügel Wellingtons, aus denen die Massauer von den Franzosen vertrieben worden waren, wurden von der Brigade Steinmetz des Korps Zieten genommen. Ebenda S. 198.

18) Charleroi.

und der Blitz des Geschütz- und des Gewehrfeuers zu sehen war. Alles drängte sich heran, um den Feind zu vernichten. Es traf sich, daß Batterien in der Tiefe standen und feuerten und andere wieder hinter ihnen auf der Höhe, so daß in Terrassen über einander Geschützfeuer zu gleicher Zeit stattfand. Lieutenant Besser rückte mit seinen 4 Geschützen auch noch vor und schickte einige Schüsse dem Feinde nach. Bis auf derselben Stelle, wo die feindliche Batterie stand, bei dem Dorfe Placenois, blieb die Batterie halten, wo es schon gänzlich finster geworden war. Die Reserven wurden herangeholt und Feuer angezündet. Auch unsere Blesfirten lasen wir zusammen und brachten sie zum Feuer, bis sie noch in der Nacht auf Bauernwagen zurückgeschickt wurden. Die Batterie hatte 4 Todte und 9 verwundete Artilleristen, wovon noch 3 beim Feuer starben, 11 Todte und 9 verwundete Pferde. Die Freude über den errungenen Sieg wurde durch den Anblick der jammernden, verstümmelten Artilleristen, denen wir keine Hülfe bieten konnten, sehr ermäßigt. Dabei war Alles ermüdet und an Kräften gänzlich erschöpft, außerdem keine Lebensmittel zur Stärkung vorhanden. Im Bewußtsein des Sieges und seine Pflicht ganz gethan zu haben, sind solche materielle Uebel nicht im Stande, den Soldaten niederzubeugen. Heute ist nicht morgen, wußten wir aus Erfahrung. Wir freuten uns auf ein ganz eignes Mahl, welches einige Englische Kavalleristen, die sich bei der Batterie eingefunden hatten, uns bereiten wollten. Nämlich sie hatten aus dem Dorfe Schaafse mitgebracht, denen sie den Hals abgeschnitten nun mit Haut und Haar ins Feuer warfen. Der Schlaf hatte uns unterdessen überwältigt. Als wir gen Morgen aufwachten, waren die Engländer fort, und unsere Schaafse lagen verkohlt im Feuer.

Den 19ten Juni. Der Morgen war heiter, und die Sonne beleuchtete das blutige Schlachtfeld. Wir waren neugierig, auch einen Theil davon zu sehen, wo die Engländer gefochten, weil wir gestern zwar den Pulverdampf und die dunkeln Massen gesehen, aber kein deutliches Bild davon gewonnen hatten. Gleich von dem nächsten Hügel sah man die Engländer noch im Lager, die rothen Uniformen leuchteten weit, aber auch das Schlachtfeld sah aus, als wenn es mit Krebszschaaalen bedeckt war. Ich ging bis an die große Straße<sup>19)</sup> auf einen zwischen Belle Alliance und Rosomme<sup>20)</sup> gelegen Hügel<sup>21)</sup> vor. Von hier aus konnte man alle die wichtigen Punkte der Schlachtlinie übersehen, auf welchen mit einer Tapferkeit gefochten wurde, wovon die Kriegsgeschichte der neuern Zeit wenig Beispiele aufzuweisen hat. Von Belle Alliance bis nach le Haye saint<sup>22)</sup> war das Grab der franz. Garde, kein Fußtritt war zu sehen, wo man nicht auf Leichen, Blesfirten oder Armatur stieß.

<sup>19)</sup> Sie führte nach Waterloo und Brüssel.

<sup>20)</sup> Rosomme südl. von Belle-Alliance.

<sup>21)</sup> Wohl dieselbe Höhe, von welcher Napoleon den Gang der Schlacht beobachtet hatte.

<sup>22)</sup> La Haye Sainte.

Die Geschütze standen in ganzen Reihen, so wie sie an der Prolonge<sup>23)</sup> zurückgegangen waren. Zwischen dem letztern Ort und dem Schlosse Hougemont<sup>24)</sup>, etwas weiter vorwärts nach der englischen Stellung, wo die ganze französische Garde Kavallerie gleichsam geschlachtet worden, sahe man Berge von Leichen und Pferden, ich konnte aber nicht an Ort und Stelle gelangen, weil wir jeden Augenblick den Befehl zum Abmarsch erwarteten. Schon gestern Abend war ein Theil der leichten Truppen des 4ten Armee Corps unter Befehl des General v Gneisenau dem Feinde gefolgt und hatte ihm die ganze Nacht keine Ruhe gelassen. Auf vielen Stellen, wo die Flüchtlinge sich zu sammeln versuchten, wurden sie aufgeschucht. Die Truppen waren noch in derselben Nacht bis Gosselies vorgeedrungen. Um 9 Uhr Vormittag setzte sich die auf dem Schlachtfelde zurückgebliebene Artillerie in Marsch. Bis Genappe war die große Chaussee eine einzige Wagenburg. Die Infanterie hatte sich eben einen Weg gebahnt durch Begräumung der Wagen und Geschütze. Denn auf dieser kurzen Entfernung hatte der Feind über 200 Geschütze und 500 Munitionswagen stehen lassen, ungerchnet der unzähligen Bagage und anderer Wagen. Selbst an Equipagen fehlte es nicht, denn es sollte ja in Brüssel eingezogen werden. Die Felder neben der Straße waren bedeckt mit Gewehren, Kürasse, Bärenmützen, Federbüschchen zc. Genappe lag voller blessirter Feinde, bis wohin sich viele der Unglücklichen noch zurückgeschleppt hatten, ohne weiter fortzukommen. Hier stand auch noch der Equipagenpark, aus welchen die des Kaisers mit der unermesslichen Beute von einem Bataillon des 15ten Infanterie Regiments in der vergangenen Nacht entnommen worden waren. In Gosselies befand sich ein General Stabsoffizier des 4ten Armee Corps, der den Truppen, die nicht in ihren Kolonnen marschirten, zurecht wies, wo sie ihre Brigaden trafen. Die Batterie marschirte mit einem Theil der Kavallerie bis gegen Charleroy, von hier rechts über Marchienne<sup>25)</sup> bis Fontaine l'Éveque<sup>26)</sup>, woselbst die Nacht bivouacirt wurde . . .

<sup>23)</sup> Schlepptau, Zugseil, besonders zum Fortziehen des Geschützes.

<sup>24)</sup> Hougoumont.

<sup>25)</sup> Marchienne-au Port an der Sambre, westlich von Charleroy.

<sup>26)</sup> Fontaine l'Éveque, westlich von Marchienne.

Königsberg i. Pr.

Kommissions-Verlag von Bruno Meyer & Co.

1927

Druck: Ostpreussische Druckerei und Verlagsanstalt A.-G.

Königsberg i. Pr.